

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 16 (2003)
Heft: [10]: Werk + Bund + Wohnen : die zehn Werkbund-Siedlungen des 20. Jahrhunderts

Artikel: Lernen von Oberhausen? : Interview mit Sabina Hubacher, Wolfgang Meisenheimer, Werner Ruhnau und Thomas Sieverts
Autor: Albers, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lernen von Oberhausen?

Interview: Martin Albers

In Oberhausen hat der Werkbund die Partizipation der Bewohnerinnen und Bewohner zum Thema gemacht. Das heisst: Gemeinschaftlichkeit und Individualität auf einen Nenner bringen und dafür eine Form finden. Sabina Hubacher, Wolfgang Meisenheimer, Werner Ruhnau und Thomas Sieverts im Gespräch mit Martin Albers.

? Bei dieser Arbeit standen für Sie, Werner Ruhnau, Ihre Erfahrung mit Theater und Kunst Pate. Worauf zielten Sie ab?

Werner Ruhnau: Nach dem Soziologen und Historiker Huizinga entsteht Kultur durch Spiel. Unser Bau-Bei-Spiel in Szene zu setzen, hiess für mich also, neue Wohnkultur angehen.

? Wolfgang Meisenheimer, Sie haben sich als Architekt, Autor, Lehrer intensiv mit Fragen der Raumstruktur befasst. Was war für Sie am Ruhrufer das Wichtigste?

Wolfgang Meisenheimer: Wir wollten nachweisen, dass zwei berechnete, aber entgegengesetzte Ideale miteinander vereinigt werden können: der Wunsch nach Individualität und Einmaligkeit einerseits und andererseits die Notwendigkeit, Nachbarschaftlichkeit und Gemeinschaft mit gemeinsamen symbolischen Formen zu gestalten.

? Was löst die Siedlung in den Augen einer Architektin aus, die partizipativ arbeitet, wie Sabina Hubacher, oder eines Städtebauers, der, wie Thomas Sieverts, am Thema der Agglomeration arbeitet?

Sabina Hubacher: Die betonte Individualisierung der Fassaden sehe ich als Reaktion auf den primär ökonomisch bestimmten Massenwohnungsbau der Siebzigerjahre.

Thomas Sieverts: Ich finde die Idee einer stadtraumbildenden Primärstruktur ausgesprochen faszinierend. Mir scheint nur, dass hier das Spiel von Regel und Freiheit primär ästhetisch gesehen wurde. Es fehlt an funktionaler Selbstverständlichkeit der Individualisierungen. Hier stand ja der Gedanke Pate, dass der Kern, alles was hoch installiert ist, professionell und seriell gemacht wird, während die einfachen Zimmer individuell im Selbstbau entstehen. Damit das funktioniert, müsste die Mauer vorab gebaut und

als Infrastrukturelement mit der Parzelle verkauft werden. Werner Ruhnau: Gute Idee. Aber wer hätte das zwischenfinanziert? Die Stadt Oberhausen? Das wäre – trotz der Tatkraft des Dezernenten – nicht möglich gewesen.

Wolfgang Meisenheimer: Wir glaubten, durch den Selbstbau entstehe diese funktionale Polarität. Die Leute bauten aber viel konventioneller, als wir erwartet hatten.

? Was wird das nächste Mal anders?

Werner Ruhnau: Die Spielregeln müssten gründlicher vereinbart werden. Ausserdem müsste eine Ombudsstelle zwischen Architekten und Bauherren stehen, die das Bauspiel überwacht, Konflikte ausräumt und juristische Fragen bereinigt. Beispiel: Zur Spielregel gehörte, dass alle Häuser von den Konzeptverfassern gebaut werden – der Grundstücksverkauf mit Architektenbindung ist aber unzulässig. Das erschwerte unsere Arbeit ungemein.

Wolfgang Meisenheimer: Ich würde Selbstbau und -planung im Individuellen entschieden unterstützen, aber im gemeinsamen Bereich ebenso strikt unterbinden. Keine Vermischung der beiden Einflussgebiete! Je klarer räumliche Trennung, desto klarer der Ausdruck des Anliegens.

Thomas Sieverts: Diese Trennung funktioniert, wenn beides getrennt gebaut wird. Der gebaute Rahmen setzt manche Spielregel von selbst und die Aufgabe einer Ombudsstelle würde einfacher – oder überflüssig.

So hat das Konzept ausgesprochen Zukunft. Wenn wir weniger Geld und mehr Zeit haben bei erhöhter Arbeitslosigkeit, wird es geradezu notwendig, selber zu bauen.

Sabina Hubacher: Ich stehe dem sehr skeptisch gegenüber. Partizipation ist ein wichtiges Anliegen, aber ich halte Oberhausen nicht für ein Zukunftsmodell: Individualisierung im architektonischen Ausdruck nach aussen ist teuer. Viel wichtiger ist reale Flexibilität. Wie gut kann ein Haus am Ruhrufer umgenutzt, verkauft und verändert werden?

Jede Änderung kostet Geld und bringt Recyclingprobleme. In Zukunft werden wir weniger Geld und mehr Recyclingprobleme haben. Flexibilität muss also mit ganz einfachen Mitteln hergestellt werden. Deshalb kann sie sich nicht auf die Aussenhaut des Hauses beziehen.

Wolfgang Meisenheimer: Der Stadt-Mauer-Gang bietet allen Häusern einen Zweiteingang. Sie können einfach durch das Abdichten von Türen geteilt werden. Das ist hoch flexibel, billig und nachhaltig.

Sabina Hubacher: Und der so genannt «öffentliche» Raum? Es gibt in dieser Siedlung gar keine Öffentlichkeit, die über die Siedlungsgemeinschaft hinausweist.

? Heisst das, dass man in der «Zwischenstadt» gar nicht erst versuchen darf, öffentlichen Raum zu schaffen?

Sabina Hubacher: Mit der Mauer ist das Ziel jedenfalls problematisch umgesetzt: Sind Nasszellen geeignet, die Fassade des öffentlichen Raums zu bilden?

Thomas Sieverts Gerade in der Zwischenstadt brauchen wir solch heroische Versuche, Raum und Ort zu erschaffen! Ob eine Mauer aus Nasszellen dazu geeignet ist, ist in der Tat fraglich. In der Mauer kann natürlich auch Poesie liegen: Sie verspricht viel, indem sie verhüllt.

Werner Ruhnau: Was bei uns in der Mauer liegt, das sind vor allem die Küchen. Und die Eingänge. Die Küche ist der am meisten zur Öffentlichkeit orientierte Raum der Wohnung.

? Und was ist mit dem «Schlösschen»? Ist es ein Beweis, wie viel das Konzept erträgt, oder, wie Walfried Pohl sagt, die «Totalstörung» der Siedlung?

Werner Ruhнау: Für mich ist das Schlösschen eine bestandene Belastungsprobe unserer Spielidee – wie ein Foul im Fussball: Soll nicht sein, kommt aber vor.

Sabina Hubacher: Das Schlösschen gehört zum Konzept der Individualisierung des architektonischen Ausdrucks.

Thomas Sieverts Wer sich über das Schlösschen empört, zeigt, dass er Partizipation als Geschmacksspiel versteht. Und die Mitspieler dürfen nicht über die Stränge schlagen.

Wolfgang Meisenheimer: Die Extravaganz der Fassade ist nur an dieser Stelle unangemessen. Eher schon wäre hier ein extravaganter Gemeinschaftshaus, eine Kneipe oder so sinnvoll. Für ein Wohnhaus ist das weniger angemessen.

? Sie sprechen von Sinn. Was ist denn der Sinn von Partizipation?

Sabina Hubacher: Stärkung der Eigeninitiative – als Wert an sich.

Wolfgang Meisenheimer: Durch Partizipation wird das (atmosphärische) Moment der Architektur gestärkt: Wohnarchitektur soll Traumlandschaft für die verschiedenartigsten Menschen sein.

Werner Ruhнау: Der Sinn ist, die vorhandene Gestaltungskraft der Bauwilligen herauszufordern. Ich habe so auch gestalterische Irrungen der mitspielenden Baufamilien akzeptiert.

Thomas Sieverts: Das Wichtigste: sich durch eigenes Tun mit einem Ort zu identifizieren. Meiner Meinung nach muss sich das nach aussen ausdrücken. Die Leute haben ein grosses Bedürfnis danach. Das stärkt die Identifikation enorm. Es gibt freilich auch eine ökonomische Seite der Partizipation.

Sabina Hubacher: Ich befürworte die Heroisierung des Privaten nicht. Ich glaube immer noch daran, dass das Kollektiv Verantwortung trägt und sie auch wahrnehmen muss. Je mehr man sich in «my home, my castle» zurückzieht, desto weniger finde ich als Architektin die Möglichkeit, mit einer übergeordneten Ganzheit zu operieren.

Thomas Sieverts: Aber erwächst das Öffentliche denn nicht gerade daraus, dass sich das Private im Öffentlichen darstellt? Das Private muss sich ins Öffentliche transformieren. Eine totale Trennung tötet das öffentliche Leben und fördert die herrschende Verhäuslichung.

Wolfgang Meisenheimer: Deshalb interessierte uns gerade das Prinzip der ausgewogenen Polarität – Individualität und Gemeinschaftlichkeit gleichwertig betonen.

? Die Kritik einer «Heroisierung des Privaten» weist auf einen starken Pendelschlag hin: War im Massenwohnungsbau der Nachkriegszeit das Private äusserlich fast verschwunden, so wollen Ansätze wie Oberhausen (und die Werkbundhäuser in Karlsruhe) es wieder einführen. Übertreiben sie?

Thomas Sieverts: Das erklärt das gefrorene Grinsen künstlich individualisierter Fassaden. Individualisierung sollte wie unsere Kleidung funktionieren: weit gehend genormt, aber jeder hat die Möglichkeit, mit Schlips, Armani oder offenem Hemd Persönlichkeit auszudrücken. Wir müssten doch wieder Häuser bauen, die diese Vermittlung zwischen privat und öffentlich leisten! Es ist ein Urthema von Stadt, wie wir diesen Dialog herstellen.

Sabina Hubacher: Das versucht unser Haustyp «Balance»: Das sind Lofts oder «Einfamilienhäuser auf dem Geschoss», rund um eine gemeinsame Fassade, die gestalterisch kontrolliert ist. Sie gehört allen, gehört zur Stadt, der übergeordneten Gemeinschaft. Das Innere ist leer bis auf die Nasszellen, frei gestaltbar und mit einfachsten Mitteln veränderbar.

Vor der Fassade schafft ein umlaufender Balkon den Übergang zwischen diesen beiden Bereichen. Er bildet das Innere aussen ab und schafft den äusseren Rahmen für das Innere. Auch der Eingang erfolgt via Terrasse, also über den eigenen Aussenraum. Hier kann man sich darstellen, mit Pflanzen, Möbeln, Mobilem.

? Partizipation bedeutet meist Gratisarbeit für die Entwerfer. War das in Ihrem Fall, gemessen am Honorar, tragbar?

Werner Ruhнау: Wirtschaftlich war mein Einsatz ein Verlust. Das Bau-Spiel kann wirtschaftlicher werden, wenn die erwähnte Ombudsstelle eingeführt und honoriert wird.

Thomas Sieverts: Wenn die Mauer vorab gebaut wird, läuft das wie jede andere Bauaufgabe; die endlosen Debatten, wie sie sonst typisch sind für Partizipation, entfallen.

Sabina Hubacher: Bei uns gibt es eine klare Trennung zwischen absolut Nötigem – wie das Böden, Decken, Fassaden und Infrastruktur sind – und Ausbau. Man kauft das Rohgeschoss – inbegriffen sind Pläne von Ausbauvarianten, ein Musterbuch mit Materialien und Preisen und acht Stunden Bauberatung. Die kann man aufstocken und zahlt das extra oder man wählt einen eigenen Architekten. Ausgeführt wird es dann vom Generalunternehmer direkt, ohne uns. Das ist das billigste, weil der GU so die Qualität im ganzen Bau sichert und auch bei Umbauten genau weiss, wie etwas gemacht ist. Das fördert auch die Nachhaltigkeit beim Umbau: Alles Schwere und Teure steckt im Rohling und der bleibt unverändert.

? Partizipation – eine Idee mit Zukunft?

Thomas Sieverts: Partizipation heisst Beteiligung: der Einzelnen im Ganzen, des Privaten im Öffentlichen. Das ist die Urfrage von Stadt überhaupt. Für mich ist das heute an den Rändern der Stadt relevant, in der Zwischenstadt. Wichtig ist auch, dass sich das Verhältnis von öffentlich zu privat ungeheuer ändert. Denken Sie an Big-Brother. Dieses Demonstrative. Was bedeutet das für die Stadt?

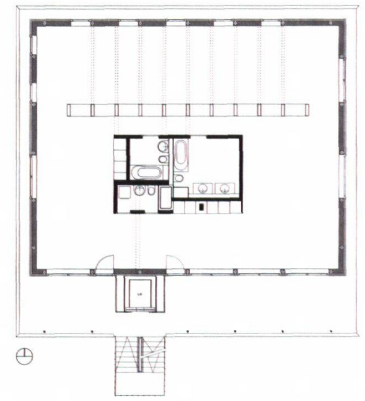
Wolfgang Meisenheimer: Die Forderung nach Partizipation sollte nicht nur unsere soziale und politische Gegenwart betreffen. Aufs Bauen bezogen ist sie allerdings nur im Siedlungs- und Wohnungsbau oder bei Architektur für Kinder sinnvoll. Bei anderen Aufgaben ist Partizipation oft verhängnisvoll: falsch verstandene Demokratie.

Werner Ruhнау Für mich gehört die Starkultur der grossen Vorkämpfer in den bildenden und darstellenden Künsten generell zur Geschichte. Deswegen muss der Partizipationsgedanke konsequent entwickelt werden: Baukunst kann künftig nur im Zusammenspiel aller technischen und künstlerischen Disziplinen unter Einbeziehung von Nutzern entstehen.

Sabina Hubacher: Partizipation ist sehr gefragt; bei der Vermarktung eines Baus ist sie ein Vorteil. Veränderbarkeit auch in der Zukunft ist dabei wichtiger als ein massgeschneidertes Gefäss. Das schafft auch soziale Nachhaltigkeit. Deshalb interessiert mich Partizipation im Massenwohnungsbau, gerade auch bei Mietobjekten, bei denen meistens Leute betroffen sind, die nicht das Geld haben, sich ein Eigenheim zu bauen.

Thomas Sieverts: Das stimmt – weil wir uns in Europa zunehmend in Richtung einer Immigrantenkultur entwickeln. Was bedeutet es eigentlich, wenn in unseren Städten eine Vielzahl von Leuten lebt, die eigene Kulturen mitbringen und neue – ganz verschiedene – Vorstellungen von Zusammenleben und Stadt importieren?

! Das ist das nächste Tagungsthema des SWB: die vielkulturelle Stadt. •



Beispiel «Balance» von Haerle Hubacher in Wallisellen: «Einfamilienhäuser» auf dem Geschoss. Partizipative Freiheit im Inneren, aussen aber eine gestaltete Fassade mit privat genutzten Übergangsräumen. Plan: Haerle Hubacher Architekten

Die Gesprächsteilnehmer

-
- > Sabina Hubacher, geb. 1956, Architektin, Partnerin im Büro Haerle Hubacher Architekten, Zürich
- > Wolfgang Meisenheimer, geb. 1933, Architekt in Düren, 1978–1998 Professor an der Fachhochschule Düsseldorf
- > Werner Ruhнау, geb. 1922, Architekt, Büro in Essen seit 1956, Professor in Montreal, Quebec, an der Städtelochschule Frankfurt u.a.
- > Thomas Sieverts, geb. 1934, Architekt und Stadtplaner, 1971–1999 Professor an der TU Darmstadt, 1989–1994 Direktor der IBA Emscher-Park, Partner im Büro SKAT, Bonn